

Judy Budnitz

HUNDSTAGE

Der Mann im Hundekostüm jault vor der Tür. »Schon wieder?« seufzt meine Mutter.

»Wo ist mein Gewehr?« sagt mein Dad.

»Dieses Mal erledigen wir das«, sagen meine älteren Brüder.

Sie gehen hinaus. Wir hören das Geschrei und die Rauferei, dann das Gewinsel, als er sich davonschleicht, die Straße hinauf. Meine Brüder kommen wieder herein. »Das wäre also erledigt«, sagen sie und reiben sich die Hände.

»Verdammt Irrer«, knurrt mein Dad.

Doch am nächsten Tag ist er wieder da. Sein Hundekostüm ist schäbig. Der Reißverschluss ist kaputt; das Vorderteil wird von Sicherheitsnadeln zusammengehalten. Er sieht aus wie ein Straßenkötter. Seine Zunge ist flach und rosa wie eine Scheibe Mortadella. Er hechelt mich an.

»Mom«, rufe ich, »er ist wieder da.«

Meine Mutter seufzt und kommt an die Tür und sieht ihn an. Er legt den Kopf schief.

»Oh, schau ihn dir an, er sieht hungrig aus«, sagt meine Mutter. »Er sieht traurig aus.«

Ich sage: »Er stinkt.«

»Kein Halsband«, sagt meine Mutter. »Er muß ein Streuner sein.«

»Mutter«, sage ich. »Er ist ein Mann in einem Hundekostüm.«

Er setzt sich auf und bittelt.

Meine Mutter sieht mich nicht an. Sie streckt die Hand aus und streichelt den Kopf des Mannes. Er blinzelt sie sehnsüchtig an. »Geh, hol einen Teller«, sagt sie zu mir. »Sieh nach, was du aus dem Abfall herausfischen kannst.«

»Dad wird wütend sein«, sage ich.

»Tu es einfach«, sagt sie.

Und ich tue es, weil ich keine Ausrede habe; es gibt nichts mehr zu tun, keine Schule, nichts. Keinen Ort, wo man hingehen könnte. Die Menschen gehen nicht mehr aus ihren Häusern. Sie sitzen da und spähen aus dem Fenster und warten. Draußen ist es vollkommen still, keine Grillen, keine Grashüpfer.

Ich gehe wieder an die Tür und stelle den Teller auf die Schwelle. Meine Mutter und ich sehen zu, wie er sein Gesicht in den schmutzigen Resten vergräbt. Er leckt den Teller sauber und schaut zu uns auf.

»Guter Hund«, sagt meine Mutter.

»Er ist ein Mann«, sage ich. »Ein zurückgebliebener Spinner.«

Er lehnt sich an das Bein meiner Mutter.

Meine Mutter sieht mich nicht einmal an. »Kein Wort zu deinem Vater, Lisa«, sagt sie und geht hinein und knallt die Tür zu.

Ich setze mich auf die Schwelle. Der Mann sitzt neben mir. Er riecht schmutzig und süßlich, wie Abfall an heißen Tagen. Seine Augen sind groß und braun. Sein Gesicht ist hinter

DOG DAYS



EUROPÄISCHE ERSTAUFFÜHRUNG
OPER VON DAVID T. LITTLE

 THEATER BIELEFELD

zerzausten Haaren verborgen. Er kratzt sich. Ich sitze da und atme seinen Geruch ein und frage mich, ob er Flöhe hat. Schließlich strecke ich die Hand aus und berühre seinen Kopf. Sein Fell ist matt und steif. Ich berühre ein eingerissenes Ohr, dann ziehe ich einmal daran. Er blinzelt nicht einmal. Natürlich. Es ist nicht sein richtiges Ohr. Ich tätschle seinen Kopf und streichle ihn, und seine Augen schmelzen irgendwie, und sein Blick verschwimmt wie bei einem Hund, wenn er glücklich ist. Dann höre ich auf und stoße ihn, dann trete ich ihn, dann vertreibe ich ihn, damit mein Vater ihn nicht hier antrifft, wenn er von der Jagd nach Hause kommt. Es ist so totenstill. Ich kann sein Gehechel und seinen vierbeinigen Trott über den Bürgersteig noch lange hören.

Es war letzten Februar, als alles anfing. Die Fabrik machte zu. Das hieß, daß mein Dad arbeitslos wurde und den ganzen Tag grollend zu Hause herumsaß. Er hockte vor dem Fernseher und trank, mit seinem großen, geröteten Gesicht und winzigkleinen Augen vom Trinken. Er saß ganz zusammengekauert in seinem Sessel, den großen Kopf direkt auf den Schultern, als hätte er überhaupt keinen Hals. Er sah sich die Frühnachrichten an, die Mittagsnachrichten, die Abendnachrichten. »Willst du dir nicht eine andere Arbeit suchen?« fragte meine Mutter. Mein Vater deutete auf den Fernseher und sagte: »Wozu?« Dann kam der März. Manche Geschäfte in der Stadt schlossen und auch das Kino und zwei der Tankstellen. Keine neue Ware mehr, sagten sie. Die Regierung muß beliefert werden, sagten sie. Benzinknappeit. Sie verstehen. April: Meine Schule schloß früh für die Sommerferien. Und auch die High School, wo meine Brüder Elliott und Pat hingingen. Eine Weile genossen sie es. Dann langweilten sie sich und versuchten, Sommerjobs zu finden. Aber niemand heuerte sie an. Später machten noch weitere Geschäfte und Restaurants zu. Die Innenstadt begann wie eine Geisterstadt auszusehen. Eine Weile gefiel es Elliott und Pat und ihren Freunden, nachts herumzufahren und Fensterscheiben und andere Sachen zu zerstören. Dann ging das Benzin aus. Meine Freundin Marjorie wohnte zweieinhalb Blocks entfernt, und ich besuchte sie oft. Marjorie hatte zwei lange Zöpfe, und ihr fiel immer etwas ein. Sie brachte mir bei, mich an den Knien aufzuhängen und wie man einen Grashalm zwischen den Daumen zum Summen bringt. Einmal malten wir Gesichter auf unsere Bäuche und ließen sie miteinander reden und sich küssen. Dann kam der Juni. Es gab keinen Strom mehr. Keine Klimaanlage, und es fing gerade erst an, heiß zu werden. Wir vermißten den Fernseher. Wir saßen immer noch manchmal darum herum und starrten darauf, als könnte er plötzlich zum Leben erwachen. Dann wurde Dad eines Abends wütend und trat den Bildschirm ein. Jetzt sitzt er da und liest die Zeitung – jedes einzelne Wort, sogar die Anzeigen. Man sagt, es sei alles wegen des Krieges. Straßen werden gesperrt. Nur für die Benutzung der Regierung. Und der Strom – man sagt, die Regierung habe ihn abgestellt, damit der Feind sie mit seinen Radargeräten nicht orten und uns bombardieren könne. Ich glaube, die Regierung hortet ihn für sich selbst; sie haben sich in Washington alle eingebunkert und sehen fern, eine gigantische Pyjama-Party. Es gibt nichts zu tun; es ist totenstill. Kein Auto fährt, seit das Benzin ausgegangen ist. Die

DOG DAYS



EUROPÄISCHE ERSTAUFFÜHRUNG
OPER VON DAVID T. LITTLE

 THEATER BIELEFELD

Leute bleiben jetzt in ihren Häusern. Niemand geht aus. Wenn man es tut, kann man sehen, wie in der ganzen Straße die Leute am Fenster stehen und hinter den Vorhängen hervorlin- sen. Jeder sitzt da und wartet. Worauf? Auf den Angriff? Sollten wir zum Himmel schauen? Sollten wir die Straße im Auge behalten? Dad behält die Nachrichten in der Zeitung für sich. Die Regierung liefert die Zeitung einmal wöchentlich aus. Dad sagt, man kann sowieso kein Wort davon glauben. Er liest sie trotzdem und kaut auf seiner Unterlippe herum. Ich habe nichts zu tun, weil Marjorie nicht mehr da ist. Ihre Familie ist zu ihrer Großmutter in die Stadt gezogen. Sie sind im Juni gegangen, kurz bevor die Straßen gesperrt wurden. Ich soll jetzt in der Nähe des Hauses bleiben, sagt mein Dad, aber wenn er nicht da ist, gehe ich zu Marjories altem Haus und schaue es einfach an. Ich habe Angst, mich ohne sie an den Knien aufzuhängen. Ich könnte auf den Kopf fallen.

Am schlimmsten sind die Tiere. Irgendwann im Juli verschwanden sie alle, jedes einzelne. Man denkt nicht wirklich an sie, bis sie verschwunden sind. Dann die Stille. Keine Vögel, die singen. Keine Eichhörnchen, die in den Bäumen herumturnen oder auf dem Speicher Krach machen. Sogar die Grillen – verschwunden. Die Haustiere sind verschwunden. Die Katze meiner Mutter, Polka Dot, ist vor langer Zeit weggelaufen. Sie hat tagelang geheult des- wegen. Haustiere, die nicht wegkonnten, starben in ihren Käfigen. Mein Goldfisch trieb kiel- oben in seinem Glas. Sind sie alle tot, all diese vermißten Tiere? Oder sind sie alle irgendwo anders hingegangen, ein großer Exodus mitten in der Nacht? Die Schar, das Rudel, die Herde, die Horden von ihnen? Paarweise die Straße entlang? Irgendwohin in Sicherheit? Wir werden es nie erfahren.

»Die Ratten verlassen das sinkende Schiff«, sagt mein Dad. »Sie wissen etwas, was wir nicht wissen.«

Also warten wir und beobachten den Himmel, beobachten die Straßen, beobachten den Boden – wer weiß, sie könnten einen Tunnel durch die Erde graben und uns in einer Weise überraschen, die wir am wenigsten erwarten. Technologie, die Technologie kann heutzutage alles, sagt mein Vater. Ich stelle mir die Technologie als einen großen Transformator-Robo- ter vor, der Städte zermalmt, den Himmel aufschlitzt. Biologische Kriegsführung, warnt uns Dad. Wenn ich Wasser trinke, versuche ich, es durch meine Zähne zu filtern, die Bakterien auszusondern. Gewiß sind es große Bakterien, schwer bewaffnet. Wir versuchen, den Atem anzuhalten.

Ich denke, wenn es radioaktive Strahlung gibt, wird sie leuchtend herabregnen wie der Strom in den Neonschildern.

Niemand scheint zu wissen, gegen wen wir kämpfen. Pat sagt, es könnte jeder sein. Amerika ist zu lange die Nummer eins gewesen, und jetzt haben sich all die kleinen Länder gegen uns verschworen. Jeder könnte der Feind sein. Unser Nachbar von nebenan könnte ein Spi- on sein. Pat sagt: »Sogar deine eigene Schwester könnte eine Spionin sein.«

»Bin ich nicht«, sage ich und schlage ihn auf den Bauch.

»Ich habe nur einen Witz gemacht, Spielverderberin«, sagt er und versetzt mir einen ziemli- chen Hieb. Pat hat glattes, fettiges braunes Haar. Es hängt ihm ins Gesicht. Er hat es schon lange nicht mehr schneiden lassen.

Eliott redet nicht gerne darüber, mit wem wir kämpfen. Er ist beinahe alt genug, um ein- gezogen zu werden. Mein Dad sagt, sie hätten noch nicht angefangen, Leute einzuziehen,

DOG DAYS



EUROPÄISCHE ERSTAUFFÜHRUNG
OPER VON DAVID T. LITTLE

 THEATER BIELEFELD

würden es aber möglicherweise bald tun. Er sagt immerzu zu Eliott, er solle die ganze Zeit barfuß laufen, dann bekäme er vielleicht Plattfüße und dann würden sie ihn in der Armee nicht haben wollen. Ich kann nicht mehr sagen, wann mein Dad einen Witz macht. Seine Augen glänzen immer. Er beobachtet uns alle, ohne zu blinzeln. Meine Mutter sagt, er habe angefangen, im Schlaf mit den Zähnen zu knirschen, und halte sie die ganze Nacht wach. Im August kamen dann die ersten Bettler. Meine Mutter nennt sie die Unglückseligen; mein Dad nennt sie Penner. Sie haben keinen Ort, wo sie wohnen können; sie bekommen keine Regierungsrationen. Sie kommen von ich weiß nicht woher. Zuerst kamen sie und baten um Arbeit, um eine Nacht in der Garage. Jetzt bitten sie um Essen, um Reste, sogar um ein Glas Wasser. Jetzt ist nichts mehr übrig, und sie kommen immer noch. Anscheinend ist menschlicher Kontakt alles, was sie wollen – ein bißchen Aufmerksamkeit, Blickkontakt, eine Unterhaltung. Sogar wenn sie angebrüllt werden, scheint es ihnen zu gefallen.

Dieser hier im Hundekostüm ist neu.

Nachdem wir ihn beim ersten Mal gefüttert haben, kommt er am nächsten Tag zurück. Es ist beinahe nett, wieder ein Tier zu sehen, sogar wenn es kein echtes ist. Er ist gut erzogen. Er setzt sich auf die Hinterpfoten und bittelt. Meine Mutter steckt ihm einen Brocken ins Maul. Er rollt sich auf den Rücken.

»Wie entzückend«, sagt meine Mutter.

»Er versucht, dir unter den Rock zu gucken«, sage ich.


»Ihr solltet aufpassen; er ist verrückt«, sagt Pat. »Irgendein Wahnsinniger. Ein Irrer, der schon lange keinen Schwanz mehr gesehen hat. Ja, und damit meine ich auch keinen Hundeschwanz.«

Meine Mutter dreht sich um und starrt ihn an. »Wo hast du gelernt, so zu reden?« sagt sie. Pat krümmt sich und schlurft davon, ohne zu antworten.

Ich könnte ihr sagen, wo Pat solche Dinge lernt. Pat und Elliot verbringen ihre Nächte im Keller mit der Mondscheinlektüre alter Playboys. Es gibt jetzt eine nächtliche Ausgangssperre, deshalb muß jeder vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause sein, drinnen. Armeelastwagen patrouillieren durch die Straßen.

Meine Mutter streichelt einen Moment lang den Kopf des Mannes. Dann geht sie wieder hinein. Sie findet Dinge, die sie tun kann – sie putzt das Haus; sie ist immer beschäftigt. Wir haben seit Monaten keine Post mehr bekommen, aber sie schaut immer noch in den Briefkasten. Es gibt nichts zu tun, aber sie rennt immer noch den ganzen Tag geschäftig hin und her, ist stets auf den Füßen, ist abends erschöpft.

Mein Dad liest jeden Tag die Zeitung, dann geht er mit seinem Gewehr hinaus. Er sucht nach irgend etwas: einer Taube, einem Kaninchen, einem Eichhörnchen, jemandes Huhn. Es gibt nichts dort draußen.

Pat und Eliott bleiben für sich. Sie reden nicht mit mir. Sie tragen Tag für Tag dieselben Kleider. Im Mai tauschten sie die meisten ihrer Kleider bei einem Freund gegen ein paar Joints. Ich hörte, wie sie darüber redeten. Jetzt tragen sie ständig dieselben säuerlich riechenden Jeans und T-Shirts. Wenn ich in den Keller hinuntergehe, jagen sie mich weg. Das ist der Grund, weshalb ich auf der Schwelle sitze, nachdem meine Mutter wieder eingegangen ist. Ich sitze neben dem Mann im Hundekostüm. Ich erzähle ihm etwas. Er legt den Kopf schief, als höre er zu, aber er versteht nicht wirklich; doch das ist in Ordnung. 

DOG DAYS



EUROPÄISCHE ERSTAUFFÜHRUNG
OPER VON DAVID T. LITTLE

 THEATER BIELEFELD

Ich streichle seinen Kopf. Es ist ein heißer Tag. Seine Nase glänzt vor Schweiß. Er hechelt. Es muß heiß sein in seinem Hundekostüm. Er stinkt schlimmer als vorher. Seine Zähne sind gelb, und sein Zahnfleisch ist schwarz.

Nach einer Weile stoße ich ihn weg. Er schaut zu mir zurück und wedelt mit seinem Stummelschwanz. Ich jage ihn wieder davon. Er schleicht sich winselnd und schluchzend davon. Ich gehe ins Haus und finde meine Mutter beim Aufräumen der Schränke. »Warum tut er das, Mom? Warum tut er so, als ob er ein Hund wäre? Ist er verrückt?«

Meine Mutter seufzt und hockt sich auf die Fersen. »Wenn er glaubt, er sei ein Hund, warum können wir ihn nicht in dem Glauben lassen? Wenn es das ist, was er will, ist es für uns so schwierig, mitzuspielen? Es ist eine Sache der Höflichkeit, findest du nicht?«

»Ich denke schon«, sage ich, obwohl ich es genaugenommen nicht höflich finde.

»Wenn er glaubt, er sei ein Hund, dann ist er ein Hund«, sagt meine Mutter in einem Ton, der besagt, Schluß jetzt damit.

»In Ordnung«, sage ich. Dann blicke ich nach unten und sehe, was sie tut. Sie fegt ausgetrocknete kleine Gerippe aus dem Schrank. Tote Käfer oder Kakerlaken oder so etwas. Dutzende davon, zusammengerollt und hohl, die Beine in die Luft gereckt.

Jetzt ist September. Jetzt kommt der Mann im Hundekostüm jeden Tag zu unserem Haus. Meine Mutter füttert ihn mit Kleinigkeiten und Krümeln. Dann spiele ich mit ihm und erzähle ihm etwas. Er ist ein guter Zuhörer. Ich zeige ihm den blauen Fleck, den mir Pat am Tag zuvor verpaßt hat, als er mich aus dem Keller hinausstieß. Sie wollen mich dort unten nicht haben, aber manchmal sitze ich oben auf der Treppe und horche auf ihre Stimmen.

Ich erzähle das alles dem Mann im Hundekostüm, und auch von den schlaffen dunklen Haaren auf Eliotts Oberlippe. Und auch von der dunklen Wolke, die sich immer auf das Zimmer senkt, wo mein Vater ist. Ich erzähle ihm von Rick Dees, meinem Lieblings-Radio-DJ, bevor der Strom ausfiel. Rick Dees, erzähle ich ihm, hat eine glatte, angenehme Stimme und muß ein glatter, angenehmer Mann sein, mit einer Sonnenbrille und Augen wie ein Filmstar. Der Mann im Hundekostüm nickt.

Ich beschließe, ihm einen Namen zu geben. Prinz. Ich erzähle es meiner Mutter, und sie sagt: »Gut. Das ist ein guter Name für einen Hund.«

Dann kommt der Tag, an dem mein Vater zu früh nach Hause kommt und Prinz auf der Vordertreppe findet, wo meine Mutter und ich ihm den Rücken streicheln.

»Was soll das?« sagt Dad, und sein Gesicht wird dunkler denn je. Er hat sein Gewehr auf Prinz gerichtet, auf uns. Sein Hemd ist aufgeknöpft, so daß ich Haarbüschel herausgucken sehen kann. Prinz erstarrt.

»O Howard«, sagt meine Mutter, »er tut niemandem etwas zuleide. Wirklich nicht.«

»Und was gibst du ihm da?« sagt Dad.

»Nur Abfall«, sagt meine Mutter. »Er hilft mir beim Säubern.«

»Er ist gefährlich. Er könnte euch verletzen«, sagt mein Dad und zielt mit seinem Gewehr.

»Er hält die anderen Bettler fern«, sagt meine Mutter. Das stimmt. Seit Prinz zu uns kommt, meiden die anderen Bettler unser Haus.

»Wie ein Wachhund«, sage ich. Mein Dad sieht uns an, nimmt uns aufs Korn, als würde er auf uns zielen.

DOG DAYS



EUROPÄISCHE ERSTAUFFÜHRUNG
OPER VON DAVID T. LITTLE

 THEATER BIELEFELD

»Howard, laß ihn bleiben. Er tut nichts Böses«, sagt meine Mutter.

»Bitte, Dad«, sage ich.

Und Dad – ich weiß nicht, warum – legt den Kopf schief und sagt, in Ordnung, und stapft ins Haus. Einen Augenblick später ruft er nach meiner Mutter, sie solle ihm etwas zu essen machen.

Ich sitze mit Prinz auf der Schwelle. Wir horchen und warten. Wir beobachten den Himmel.

Jetzt ist es Oktober. Wir halten immer noch den Atem an und warten. Nichts geschieht. Es ist immer noch heiß. Niemand sagt uns etwas: wie es im Krieg geht oder wann die Schule anfängt oder wie viele Menschen tot sind. Ich denke, daß der Krieg sich ausweitet, näher kommt. Niemand hat mir das erzählt, aber ich spüre das Warten, die Spannung, die in der Luft um meinen Kopf herumsurrt wie eine Hornisse.

Ich denke, daß die Menschen wegziehen. Ich sehe unsere Nachbarn nicht mehr hinter den Vorhängen hervorspähen. »Sie sind tot«, sagt Pat. »Die Regierung kommt mit Lastwagen und holt sie mitten in der Nacht heraus, wenn wir schlafen.« Ich denke, er zieht uns auf. Vielleicht auch nicht.

Ich spiele im Garten mit Prinz. Ich werfe den Ball. Er jagt ihm nach, bringt ihn im Maul zu mir zurück.

Mein Dad, der uns beobachtet, sagt: »Er ist kein Hund, er ist ein Mann, verdammt noch mal. Behandle ihn wie einen Mann.«

Doch wir ignorieren ihn. Ich werfe, Prinz apportiert. Wir haben unseren all-amerikanischen Spaß, genau wie Dick und Jane und Spot im Lesebuch. Nachdem mein Dad gegangen ist, singe ich Prinz Rick Dees sämtliche Lieblingssongs vor. Prinz gefällt das. Er bellt mit mir. Ich erzähle Prinz alles mögliche. Ich weiß, daß er nicht lachen wird, wie Elliott, oder mich schlagen, wie Pat es tut. Er drückt sich an mich, ganz warm und pelzig. Er würde mir nie etwas antun. Ich bin sowieso größer als er.

Sein Gesicht ist so freundlich: warm, feucht, mit blanken Augen.

Ich habe kleine rosafarbene Pickel auf den Beinen. Flohstiche, denke ich, aber das erzähle ich meiner Mutter nicht.

»Wenn er dir je etwas tut, sag es mir sofort«, sagt mein Dad.

Prinz würde mir nie etwas tun.

Mein Dad denkt, jeder denke wie er.

Eines Tages sehe ich meinen Dad im Garten mit Prinz reden. »Du bist ein menschliches Wesen, verdammt noch mal. Steh auf wie ein Mann. Hör mir zu! Zieh diese Halloween-Verkleidungsscheiße aus. Ich gebe dir meine eigenen Kleider, wenn du das ausziehst und aufstehst wie ein Mann und mit mir sprichst. Ich weiß, daß du sprechen kannst. Komm her, du.« Und er greift nach dem Hundekostüm, versucht es abzureißen. Prinz läuft davon.

Eines Abends sagt Elliott: »Nun, ihr wißt, was man sagt. Des Menschen bester Freund.«

Pat sagt: »Laß nicht zu, daß er dich berührt. Möchtest du mit einem Wurf Welpen dastehen?«

Er und Elliott kichern und beugen sich zueinander, die Gesichter ganz verzerrt.

Pats Gesicht ist von Pickeln übersät. Er hat keine Salbe, die er drauf tun könnte, deshalb werden sie immer schlimmer.

DOG DAYS



EUROPÄISCHE ERSTAUFFÜHRUNG
OPER VON DAVID T. LITTLE

 THEATER BIELEFELD

Manchmal schleiche ich nachts die Treppe hinunter und auf die Veranda, und Prinz ist da und schläft oder wartet. Ich rolle mich neben ihm zusammen und vergrabe mein Gesicht in seinem rauhen, stinkenden Fell. Prinz leckt mir die Hand. Das ist seine Art, gute Nacht zu sagen.

November: Die Armeelastwagen mit ihren Essensrationen und Wasserflaschen kommen nicht mehr. Der Himmel hat eine geronnene gelbe Farbe. Wie es scheint, sind die meisten unserer Nachbarn im Urlaub oder gestorben oder verschwunden oder weggezogen oder sonst etwas.

Wir scheinen zu verlieren. Die Stille ist ohrenbetäubend.

Im Dezember brechen Eliott und Pat nachts in ein paar Häuser ein und suchen nach Essen. Eine Armeepatrouille bringt sie zurück. Wenn sie so etwas noch einmal machen, werden sie für immer weggebracht.

»Wohin gebracht?« frage ich. Niemand will es mir sagen.

Mein Vater hat jetzt die ganze Zeit einen finsternen Gesichtsausdruck, als habe sich schwarzer Mehltau auf ihn gelegt und breite sich aus.

»Vielleicht wäre es nicht so schlecht, um aus diesem Scheißloch herauszukommen«, sagt Pat. Aber er und Eliott bleiben nachts im Haus.

Es gibt nichts zu essen. Meine Mutter hat das ganze Haus abgesucht. Sie versucht, uns aus Gras und anderen Sachen einen Salat zu machen. Ich muß danach erbrechen.

Ich finde hinten in meiner Schublade eine Flasche mit Flintstones' Vitaminkautabletten. Ich will sie nicht teilen. Ich esse eine ganze Handvoll davon und bekomme schreckliche Bauchschmerzen.

Meine Beine sind jetzt hübsch und dünn. Und die Knochen in meinem Gesicht stehen hübsch hervor. Ich sehe aus wie die Models in den Zeitschriften. Ich weiß das, weil ich jetzt viel Zeit in meinem Zimmer vor dem Spiegel verbringe. Ich möchte nicht mit meinen Eltern zusammensein, auch nicht mit Pat oder Eliott, deshalb sitze ich da, und der Spiegel leistet mir Gesellschaft. Der Spiegel benimmt sich. Wir unterhalten uns. Manchmal, wenn ich die Augen im Spiegel wirklich sehr zusammenkneife, kann ich dort im Spiegelzimmer Marjorie sehen, die mir zulächelt.

Ich habe Tagebuch geschrieben, Monat für Monat. Ich fange an zu vergessen, welchen Tag wir haben. Sie verschwimmen alle ineinander. Ich erinnere mich daran, als jeder Tag anders war: Montags war in der Schule Musiktag; mittwochs hatte ich Klavierunterricht; freitags ging ich zu Marjorie nach Hause. Jetzt sind alle Tage gleich.

Manchmal schaue ich in meinen Schrank, und es überrascht mich, dort all die Kleider hängen zu sehen. Ich trage jetzt immer dasselbe Hemd und eine Hose, die von einem Gürtel zusammengehalten wird. Es gibt keinen Grund, sich umzuziehen. Ich erinnere mich, wie meine Mutter mich anschrie, ich solle jeden Tag frische Unterhosen anziehen. Jetzt sind sie alle schmutzig, und sie ist zu müde, um mich anzuschreien.

Ich gehe jeden Tag die Treppe hinunter und setze mich auf die Veranda. Prinz ist immer noch dort zusammengerollt und zittert in der Kälte. Mein Dad will ihn nicht ins Haus lassen. Und Prinz will nicht gehen, auch wenn wir ihn nicht mehr füttern können.

DOG DAYS



EUROPÄISCHE ERSTAUFFÜHRUNG
OPER VON DAVID T. LITTLE

 THEATER BIELEFELD

Er liebt mich. Ich kann es in seinen weichen braunen Augen sehen.
Ich kratze ihn und singe ihm vor. Sein Fell hängt locker und ausgebeult an ihm herunter.
Ich erzähle ihm Geheimnisse. Manchmal tue ich so, als wäre er Rick Dees und wir führen in seinem tollen Auto zu einer schicken Verabredung. Rick Dees und ich auf dem Weg in ein tolles Restaurant zu einem romantischen Abendessen.
Meine Mutter bleibt jetzt die meiste Zeit im Bett. Sie bittet uns, sie nicht zu stören. Vielleicht stellt sie sich vor, sie sei irgendwo anders, jemand anders. Aber wer sonst wollte sie sein? Sie ist meine Mutter, sie kann nichts anderes sein.
Meine Brüder bleiben im Keller. Sie machen dort unten Pläne, glaube ich. Sie streicheln die Bilder in den Zeitschriften und versuchen so zu tun, als wären sie echt. Ich weiß, daß die Seiten inzwischen ganz abgenutzt sein müssen von ihrem Gefummel. Sich den ganzen Tag diese fleischigen nackten Frauen anzusehen muß sie um so hungrier machen.
Nur mein Dad geht noch jeden Tag mit seinem Gewehr hinaus. Sein Gang ist unsicher, er muß sich festhalten, aber er geht trotzdem. Er scheint immer noch zu glauben, daß es dort draußen etwas gäbe, was man in den Topf stecken könnte.
Es ist nichts mehr übrig. Schon seit Monaten nicht mehr. Doch er weigert sich, es zu glauben. Dann wird es plötzlich kälter. Ist das wegen des Krieges, wegen einer Bombe? frage ich mich. Oder ist es nur ein sehr kalter Dezember? Meine Mutter kommt die Treppe herunter, meine Brüder kommen die Treppe herauf, und wir setzen uns alle ins Wohnzimmer. Die Schlafzimmer und der Keller sind zu kalt. Es ist wärmer, wenn wir alle zusammen sind, und das Wohnzimmer ist besser isoliert. Wir unterhalten uns kaum. Meine Brüder scheinen sich mit Blicken zu verständigen: Sie kichern plötzlich beide, wegen nichts. Und meine Eltern unterhalten sich mit starren Blicken und Schulterzucken. Ich, ich sehe niemanden an; ich bleibe in meiner Ecke mit meinem Wintermantel und meiner Decke. Zwei meiner Zähne wackeln. Das sollte nicht sein.
Ich verbringe immer noch jeden Tag ein paar Stunden mit Prinz auf der Veranda. Die meiste Zeit liegt er zusammengerollt dicht neben dem Haus und versucht, etwas von der Wärme abzubekommen. Gelegentlich kriecht er durch den Garten und versucht, sich aufzuwärmen. Ich bin dieser Tage zu müde, um zu singen. Schon den Mund zu öffnen verursacht mir Kopfschmerzen.
Prinz versteht das. Er ist der einzige, der mich versteht.
Dann komme ich eines Tages von der Veranda herein. Es fängt so früh an dunkel zu werden, seit es Winter ist. Ich gehe ins Wohnzimmer, und es liegt ganz im Schatten. Ich kann niemandes Gesicht deutlich sehen; alles, was ich sehe, sind ihre glänzenden Zähne.
Es ist so still. Dann höre ich ihren Atem, den jedes einzelnen, wie von Sängern, die nicht in Harmonie miteinander sind. Sie alle warten auf etwas.
»Ich wünschte, ich hätte ein Steak«, sagt Elliott mit angespannter, hoher Stimme.
Eine Pause.
»In Afrika essen sie Maden und so was. Vielleicht gibt es hinten im Garten Würmer«, sagt Pat.
»Du kannst Löwenzahnblätter essen. Ich habe von Löwenzahnsalat gehört«, sagt Elliott.
Pat sagt: »Ich habe gehört, in Korea essen die Leute Hunde.«
Niemand sagt etwas. Ich sehe, wie es im Zimmer dunkler wird.

DOG DAYS



EUROPÄISCHE ERSTAUFFÜHRUNG
OPER VON DAVID T. LITTLE

 THEATER BIELEFELD

Dann steht mein Dad auf.

»Was tust du?« fragt meine Mutter. Er antwortet nicht. »Wohin gehst du? Howard – nicht – nicht –«

Mein Dad greift nach seinem Gewehr. Meine Brüder stehen auf.

»Was tut ihr? Wie könnt ihr auch nur daran denken –« Sie gehen langsam zur Tür.

»Er ist ein Mann, Howard! Ein Mann! Du kannst nicht –«, schreit meine Mutter.

»Er ist ein Hund«, sagt mein Dad. »Er ist ein Tier.«

Und dann sehe ich, wie die Tür aufschwingt, sehe, wie Prinz erwartungsvoll den Kopf hebt. Ich sehe, wie mein Dad das Gewehr anlegt und zielt. Ich versuche, ihn zu erreichen; ich bin nicht schnell genug – die Luft ist zu dick. Sie stehen eingerahmt im Türrahmen, mein Dad und meine Brüder, und hinter ihnen sehe ich Prinz innehalten, man erkennt das Weiße in seinen Augen, der Wind zerzaust das Fell auf seinem Kopf. Dann läuft er, galoppiert auf allen vieren durch den Garten, die Zunge hängt ihm heraus wie ein rosa Wimpel. Ein Schuß ertönt, hallt durch die Stille, verfehlt ihn aber. Er läuft weiter, und dann richtet er sich auf, steht auf den Hinterbeinen, torkelt auf zwei Beinen davon, die Vorderbeine schlagen durch die Luft, und dann dröhnt ein zweiter Schuß, der die Welt erschüttert, und er liegt da, am Boden, ausgestreckt auf dem Rasen vor dem Haus, die Nase im Dreck, den Schwanz in der Luft, der Wind peitscht sein Fell, ein Zittern läuft über seine Beine, dann liegen sie still. Ich versuche, zu ihm hinzugehen, aber es ist zu spät. Mein Dad und Elliott und Pat sind schneller. Sie laufen über den Rasen, im Rudel, und fallen knurrend über ihn her.

DOG DAYS



EUROPÄISCHE ERSTAUFFÜHRUNG
OPER VON DAVID T. LITTLE

 THEATER BIELEFELD